

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Die Franktireurs.

11

Kriegserzählung von F. G.

(Nachdruck verboten.)

„Aber Mama —“

„Daß dir's gesagt sein,“ fuhr die Mutter mit etwas leiserer, doch drohender Stimme fort, „daß ich diesen Herrn Dubois nicht wieder in meinem Hause dulde. Du weißt, daß du dem Sohne unseres alten Freundes Salute, der unserer Familie so viel Gutes erwiesen, zugesagt bist — und einen ehrenwerteren Mann als Francois gibt es nicht im ganzen Reich. Ihr beiden seid außerdem als Kinder zusammen aufgezogen worden, und dein Vater hatte, wie ich, keinen größeren Wunsch, als durch euch beide unsere Familie für immer zu verbinden. Francois hat aber heute noch einmal um dich bei mir geworben, und ich habe mein Jawort gegeben, also — ist die Sache abgemacht, und kehrt er aus dem Kriege zurück — der tolle Junge wollte die Hochzeit gleich halten — so wirst du seine Frau. Hast du mich verstanden?“

Jeannette war, während die Frau sprach, totenbleich geworden, aber still und ernst horchte sie ihren Worten und unterbrach sie mit keiner Silbe — jetzt sagte sie ruhig und mit bewegter Stimme:

„Ja, Mutter, du hast deutlich gesprochen, und ebenso deutlich will ich dir antworten. Ehe ich Francois Salute, dem Kapitän der Franktireurs, die da drüben betrunken über die Straße taumeln, meine Hand am Altar reiche, eher soll sie verdorren oder mein Leib die Seine hinabschwimmen. Hast du mich verstanden?“

„Und du wagst es, dem Willen deiner Eltern zuwider zu handeln?“ rief die Frau, fast außer sich vor Zorn und Aufregung, aber Jeannette antwortete nicht mehr. Schon bei den letzten Worten war sie von ihrem Stuhl fort und der Thür zugeschritten. Jetzt verließ sie das Zimmer und Madam Boissere blieb mit ihrem Grimm allein zurück.

Der Abend brach an — der raube Lärm da drüben vor dem Restaurant hatte noch eine lange Weile fortgedauert — endlich gab sich auch das. Die streitenden Parteien waren getrennt worden und nur etwa zehn Mann zurückgeblieben, zu denen Francois morgen noch bedeutenden Zuwachs zu erhalten hoffte, vorausgesetzt, daß er Waffen für sie bekommen konnte, an denen es freilich überall zu fehlen schien.

St. Rosaire, zwar ein kleines Städtchen, hatte doch seine Gasbeleuchtung. Die Lampen waren angezündet — Dunkelheit lag auf dem ganzen Lande und nur freundlich aus den Häusern heraus und durch die mit Blumen bestellten offenen Fenster blühten die Lichter und warfen ihren hellen Schein heraus. Parte Frauegestalten bewegten sich in den beleuchteten Räumen, Kinder lachten und jubelten, und vor den Häusern, auf den dort angebrachten feineren Bänken saßen die älteren Männer und Frauen, die ersteren aus ihren kurzen Pfeifen rauchend, und plauderten zusammen — natürlich über den Krieg, wenn auch das Land um sie so friedlich lag, als ob noch nie ein Schuß darin abgefeuert wäre.

Aber ängstlich zeigten sich die Leute nicht, nur gespannt auf die neuesten Nachrichten, den sie wußten ja von Paris aus, daß drei mächtige Heere, zusammen von vielen hunderttausend Mann, im Begriff standen, über die trecken „preussischen“ Eindringlinge herzufallen. Die neuesten Nachrichten mußten deshalb Siegesberichte sein,

und mit froher und vertrauensvoller Zuversicht sahen sie ihnen entgegen.

2. Die Mänen.

Die Franktireurs, die den Namen Subordination vielleicht nicht einmal dem Namen nach kannten, waren aus St. Rosaire durch Francois selbst entfernt worden; denn höchst fatal mochte ihm sein, daß sie gerade vor Boisseres Haus ihr rohes und wüstes Treiben entwickeln hatten. — Nur etwa acht oder neun Mann, solche, für die er noch keine Uniform austreiben konnte, blieben zurück, ließen sich aber heute noch nicht auf der Straße sehen und mochten wohl erst ihren gestrigen Rausch ausschlafen. — Es war Sonntag, die Messe eben aus, und stiller, sonniger Friede mit lauer Luft lag über dem weiten schönen Land.

Die Gegend von St. Rosaire gehört zu den schönsten des ganzen Departements, obgleich das von der Natur im reichen Maße gesegnete Frankreich viel Herrlicheres aufzuweisen hat. Von freundlichen, mit Neben bepflanzten Hügeln eingeschlossen, die prachtvollen Chaussees mit Walnusz- oder Pflaumenbäumen eingefast, von reizenden Gärten wie von kleinen Parks umgeben, hatte es mit seinen massiven Häusern, eisernen Fensterverzierungen und grünen Gittern etwas wirklich Vornehmeres. Der Ort war in der That wohlhabend, er besaß neben seiner Gasbeleuchtung und Wasserleitung breite Trottoirs und schon ganz hübsche Bäder, wenn diese auch nicht, wie in den größeren Städten, ihre Waren hinter breiten Spiegelscheiben ausgestellt hielten. Ja selbst die Wohnungen der Gewerbetreibenden, also des einfachen Bürgerstandes, waren geschmackvoll und sogar elegant eingerichtet, und die weißen gestrickten Gardinen an den Fenstern zeigten deutlich, daß es auch der inneren Einrichtung nicht an Komfort fehle.

Seit einigen Tagen waren keine Neuigkeiten eingetroffen, die von der Bevölkerung doch so ungeduldig erwartet wurden. Pessimisten, die es überall gibt — selbst in Frankreich — wollten allerdings behaupten, daß die „Preussien“ das ganze Land überschwemmt hätten und deshalb der Postdienst unterbrochen sei; aber natürlich glaubte es ihnen niemand, denn was sie von Paris selbst erfuhren, widersprach dem vollkommen.

Der Krieg hatte überhaupt auf St. Rosaire noch wenig Einfluß ausgeübt oder gar schon keine dunklen Schatten über den kleinen Ort geworfen. Hierher waren ja noch keine fremden Scharen gekommen — und kamen auch hoffentlich nicht — und da das ganze französische Heer fast nur aus Söldlingen bestand, die sich in einem solchen Treiben wohl fühlten, so wurde das eigentliche bürgerliche Leben wenig von der Aushebung berührt. Aus den ärmeren Ständen waren allerdings die jungen Leute ausgehoben worden, standen im Felde und haben die ersten blutigen und siegeslosen Schlachten des Kaiserreichs mitgeschlagen — das Kaiserreich auch hoffentlich überlebt, denn man erfuhr eben nichts davon. — St. Rosaire selbst war jedenfalls nur unbedeutend davon berührt worden und der eigentliche Ernst der Sache nicht hierher gedrungen. Ja selbst die verlorenen Schlachten galten ihnen als Siege. Sie waren damit das Kaiserreich losgeworden; daß die Republik aus diesem Kampfe ruhmbedeckt hervorgehe,

müsse, verstand sich von selbst, und außerdem bot sich ihnen doch auch einmal in der Regierung eine Veränderung.

Der Herbst war angebrochen, die Traubenlese in den verschiedenen Distrikten hatte schon begonnen — die Oktobersonne schien aber noch warm auf das schöne Land hernieder, und die beiden kleinen Domglocken sandten dazu ihr melodisches Geläut, was der ganzen Ruhe umher etwas Feierliches gab. Nur die Kinder kummerten sich nicht darum und tummelten sich in ihren lauten Spielen lustig auf der Straße umher — glückliches kleines Volk, daß noch keine Sorgen und Kriegsnot kannte und in Frieden mit der ganzen Welt lebte! Was kümmerte sie die Dynastie oder die Republik — aber Soldaten spielten sie miteinander, Jungen wie Mädchen, denn sie hörten ja von nichts weiter sprechen, und exerzierten und belagerten Festungen nach Herzenslust. Nur die einzige Schwierigkeit stellte sich dabei heraus, daß keiner von ihnen „Prussien“ sein wollte, weil diese natürlich immer die Schläge bekamen, und da es niemand freiwillig werden mochte, mußte zuletzt das Los entscheiden.

In Madame Voiffere's Hause hatte heute morgen schon, und zwar gleich nach der Messe, eine kleine Beratung stattgefunden, zu welcher der Cure und der eben zurückgekehrte Francois gezogen wurden. Reamette war nämlich heute morgen nicht zu bewegen gewesen, ihr Zimmer zu öffnen, ja, erklärte sogar auf das bestimmteste, daß sie sich würde dort eingeschlossen halten, bis Francois Salute die Stadt verlassen habe. Der Cure sollte seinen Rat in der Sache geben.

In dem Städtchen selbst fand aber eine nicht minder lebendige Besprechung statt, und zwar auf offener Straße, unmittelbar vor dem Laden eines Zigarrenhändlers, der einestheils für einen sehr gewiegten Politiker, dann für einen beherzten Mann galt, und außerdem vor kaum einer Stunde direkt aus Paris hier eingetroffen war und unterwegs die haarsträubendsten Abenteuer erlebt haben wollte.

Monsieur Mobillard war mit Leib und Seele Republikaner, denn er konnte es dem Kaiser Napoleon nicht vergeffen, daß er ihm seinen Vater nach Cevenne geschickt, wo der alte Mann dem Klima erliegen mußte. Er schwärmte für Rochefort und Gambetta, für alles überhaupt, was rot und blutig war, und fast hätten sie ihn jetzt in Paris selbst eingesteckt, weil er da öffentliche Reden gehalten, in denen er verlangte, daß man wieder eine Guillotine in Paris aufstellen und die von den Feinden erlittene Schande in Blut abwaschen solle. Monsieur Mobillard aber war auch mit Leib und Seele Franzose, und einen größeren Schwadronneur gab es selbst in Frankreich selten. Die grande nation war sein drittes Wort, gloire sein viertes, und daß er Victor Hugo vergötterte, versteht sich von selbst. Allerdings sprach er ein wenig viel von sich selbst und spielte in allen Szenen, die er beschrieb, die Hauptrolle. Jules Favre hatte ihn auf der Straße umarmt und ihn seinen Freund genannt — Trochu ihn um Rat gefragt, wie er glaube, daß er am besten die Erhebung der Provinzen bewerkstellige — Keratry hatte ihn absolut den Oberbefehl über ein für besondere Zwecke bestimmtes Heer anvertrauen wollen, was er aber abgelehnt — und verglichen mehr. Es waren das augenscheinlich lauter Aufschneidereien und Lügen, aber mit Geschick vorgebracht und in ein paar unerhebliche Tatsachen eingewickelt, fanden sie trotzdem ihre Gläubigen: kein Wunder, denn nichts anderes hatten die Franzosen seit den letzten fünf, sechs Monaten und schon lange vor der Kriegserklärung zu hören bekommen als blanke und unverschämte Lügen.

Monsieur Mobillard war aber dadurch — wenigstens bei dem bürgerlichen Stand in St. Rosaire — gewissermaßen eine politische Persönlichkeit geworden, denn man wußte, daß er schon unter dem Kaiserreich mit anerkanntem Wert: Festigkeit stets die Republik befürwortete. Er blieb auch dabei, er habe das Kaiserreich nie anerkannt, und da der Maire diese Entschuldigung nicht gelten lassen wollte, so wurde er verschiedene Male eingesteckt. Jetzt hatte er gesagt: das Kaiserreich war — ob durch deutsche Bajonette, blieb sich gleich — aus Frankreich hinausgefegt worden, die Republik triumphierte, und Monsieur Mobillard war in seinem Innern vollkommen davon überzeugt, daß er ganz besonders und durch seine Festigkeit viel, wenn nicht das meiste, zu dieser glücklichen Wendung beigetragen. Wer aber von sich selbst eine recht künstliche

Meinung hat, zwingt sie auch manchmal anderen auf. Mobillard besaß außerdem unter den kleinen Leuten einen großen Anhang, da er die republikanischen Phrasen mit Geschick zu verwenden wußte. Aber selbst manche, die ihn mit weniger Hochachtung nur allein für einen gewöhnlichen Schwärmer hielten, suchten heute seine Gesellschaft, um nur einmal wieder etwas direkt aus Paris zu hören, denn gerade auf Paris waren doch alle Blicke gerichtet.

Die Diskussion vor Mobillards Hause nahm indessen unter den dort versammelten Personen einen schon sehr lebhaften Charakter an, denn es gab in St. Rosaire auch eine Menge Leute, die von Anfang an gegen den Krieg gewesen waren. Nur einfache, praktische Menschen, hatten sie nie einen Grund dafür finden können, und da die Phrasen und vagen Redensarten auf sie keinen Eindruck machten, konnten sie sich auch nicht verhehlen, daß das Land dadurch — ohne irgend wem Vorteile zu bringen — zugrunde ging.

Monsieur Mobillard war entschieden entgegengesetzter Meinung, denn es ist eine allbekannte Tatsache, daß früher in Kriegs- wie Revolutionszeiten Restaurationen und Zigarrenläden die besten Geschäfte machten. Er haßte und verabscheute allerdings das Kaiserreich, aber er gestand zu, daß es vollgenügenden Grund gehabt habe, gegen das übermütig werdende Preußen (das Wort Deutschland kam nie über die Lippen dieser Leute) aufzutreten. Die Sache war nur die, daß sich die Kreaturen des Kaiserreiches unfähig für die National-Verteidigung gezeigt, und die Republik jetzt die Sache selbst in die Hand nehmen und die Scharte ausweihen müsse.

Die größten Schandthaten wußte er dabei von den Deutschen zu erzählen, und es schien fast, als ob er mit solchen Berichten in Paris ordentlich überschüttet wäre. Er konnte gar nicht aufhören, die Greuel zu schildern, die sie schon verübt, und war deshalb auch für eine energische Durchführung des Krieges, bis auch der letzte Vandale den heiligen Boden Frankreichs verlassen habe oder darunter begraben liege. Ja, er legte es seinen Zuhörern sogar warm ans Herz, daß sie, falls sich der Feind wirklich einmal in ihrer Nähe zeige, St. Rosaire verbarrikadieren und bis auf den letzten Stein verteidigen sollten.

Dagegen fand er indessen Widerpruch. St. Rosaire war eine offene Stadt, ohne Wälle und Gräben, und wenn auch solid genug gebaut, um einem „Handstreich“ zu begegnen, doch nicht in der Lage, um schweren Geschützen irgendwelchen Widerstand zu leisten. Die Leute schwärmten allerdings sämtlich für die Idee, aber es durfte sie nur nicht ihre eigenen Häuser kosten, und sie fühlten sich außerdem schon durch die verschiedensten Schreckensbilder einer möglichen Invasion, die Mobillard mit beredten Worten geschildert, etwas beunruhigt.

Und doch — was konnte ihnen hier geschehen. Die Kriegesfurie tobte wohl an der Mosel (vom Rhein war gar keine Rede mehr), aber in diese abgelegene Gegend hatte sich noch kein Feind verloren, und es ließ sich nicht denken, daß er es jetzt noch wagen sollte. Erzählte ihnen doch Mobillard die Tatsache, daß die Preussens selbst verlegen über ihre durch Verrat gewonnenen Erfolge wären und nicht recht wüßten, was sie damit anfangen sollten.

Kriegerische Gedanken wurden hier ausgetauscht, und ein alter Veteran aus den ersten Napoleonischen Kriegen wünschte sich, daß er nur jetzt noch einmal dabei sein könne, wenn die drei neugebildeten republikanischen Armeen die Preussens von allen Seiten zugleich faßten und über den Rhein zurücktrieben.

Darum her spielten die Kinder, daneben saßen die alten Leute und horchten dem Läuten der Glocken oder schauten den Schwalben zu, die sich schon in dunklen Schwärmen sammelten, um die Flugkraft der Jungen zu üben und in den nächsten Tagen ihren Wanderflug nach dem Süden anzutreten — und wie blau und freundlich sich der sonnige Himmel über dem Wilde ausspannte!

Ein fremdartiges Geräusch schallte die Straße herauf. Wie das Hufgeklapper heransprengender Pferde auf dem Pflaster klang es, und nicht allein die Politiker, sondern auch die spielenden Kinder, ja selbst die alten Leute vor den Haustüren horchten hoch auf, denn sie wußten nicht, was es bedeutete. Militär lag nicht im Orte, viel weniger Kavallerie, und die Bayern, die zur Stadt kamen, fuhren nur immer langsamen Schritt und machten keinen solchen wilden Lärm. Aber es waren in der Tat Pa-

galleristen, denn das sahen sie, wie sie nur einen Blick hin-
überwarfen, und Lanzen trugen sie in der Hand — Lan-
zen mit kleinen wehenden Fahnen daran.

(Fortsetzung folgt.)

Was ein Leutnant von der Schlacht erzählte.

Heute kann ich dir auch näher beschreiben, welches Wunder unser lieber Herrgott an mir vollbracht hat. — Es war nach hartem Ringen bereits die zweite Stunde nachmittags, von früh 5 Uhr tobte der Kampf, stundenlang pfliffen uns die Kugeln um den Kopf, fast alle Pferde und Mannschaften meiner nächsten Umgebung liegen in ihrem Blute, auch mein braver Rappe, den ich gestellt bekommen habe. Unser Bataillon ist bis zur letzten Reserve eingeseht und hat sich bis auf 200 Meter an den Feind herangelassen, der aber zäh und fest in seiner Verschanzung festhält und uns ein mörderisches Feuer entgegenhagelt. Unsere Schützenlinie wird beängstigend dünner, einer nach dem anderen sinkt blutend nieder und haucht sein braves Leben aus. Mit dem Oberstleutnant, dem Kommandeur, liege ich im Hagel der Geschosse 50 Meter zurück, zur Not gedeckt, die Artillerie, die einzige Rettung, die wir noch haben, liegt 1000 Meter zurück. Der Feind jagt immer neue Verstärkung in seine Schützenlinie, und immer dichter hageln die feindlichen Geschosse. Hilfe tut dringend not, unser braves Bataillon ist am Verbluten, und immer stärker drängt der unverschämte Feind. Mit Tränen in den Augen sieht unser Kommandeur sein Bataillon verbluten und sieht sich hilflos um. Da fällt sein Blick auf mich und „Botan“, das einzige gesunde Pferd. Er sagte mir nichts, aber ich verstand seine stumme Bitte und werde den unsagbar traurigen Blick nie vergessen. Ein kurzer Händedruck, ein kurzes Gebet, und durch ein ohrenzerreißendes Granat- und Gewehrfeuer sage ich auf „Botan“ zurück, die ersiehnte rettende Artillerie vorzurücken. Als ich den weiter rückwärts gelegenen Höhenrand erreichte, war das ganze Plateau mit feindlichen Granaten vollkommen eingedeckt, und weit hinten stand unsere Artillerie. Einen Moment verschonaufe ich, den Blick starr geheftet auf das vor mir liegende Höllenfeuer der krepierenden feindlichen Granaten. Ein kurzes Gebet zu meinem Herrgott und noch einmal ein kurzes Gebet an dich und meine drei lieben Buben, ich kann nicht zurückbleiben und mein Leben schonen, denn da unten hinter mir verbluten Tausende von Menschen, wenn ich nicht Rettung bringe. Ich schwanke nur einen Augenblick, ohne mich dieser Schwäche zu schämen, dann aber ist alles vergessen, mit fester Faust in die Bügel gefaßt, „Botan“ die Sporen in die Flanke gesagt, und mit Windeseile laufe ich durch das Höllenfeuer, nur noch von dem einzigen Wunsche befeelt, die weit vor mir liegende Artillerie zu erreichen und nach vorwärts zu reisen. Unser prächtiger Herrgott hat in der Tat ein Wunder getan. Tausendweise schlugen die feindlichen Schrapnells und Granaten vor, neben und rückwärts von mir ein. Unter mir so ein Biest, welches Gott sei Dank nicht krepierete und „Botan“ und mich nur über und über mit Boden bespritzte. Wie ich die Batterie erreichte, ich weiß es kaum mehr; mit Gottes Hilfe gelang es mir aber, unverfehrt die Stellungen zu erreichen und drei Batterien nach vorwärts zu reisen. Noch einmal in rasendem Tempo zurück durch dasselbe Feuer, und glücklich gelangte ich zu meinem armen Bataillon zurück. Kaum war ich angelangt, so raste schon mit donnerndem Gepolter unsere Artillerie heran, und nun ging's aber mit Hurra auf die Russen. Reiheweise fielen die Halunken, und zu Haufen lagen die Toten, scharenweise flüchteten sie auf unser Schrapnellfeuer aus ihren Verschanzungen, und kaum waren sie sichtbar, so knallten sie unsere Schützen nieder. Ringsum brannten die Dörfer und herrlichen Wälder, blutigerot war der Himmel gefärbt, dann erst reichte barmherzig das Dunkel der Nacht das graufige Schlachtfeld.

Der verbotte Zahn.

Aus einem oberelsässischen Dörfchen wird der „Straßburger Post“ die folgende wahre Geschichte erzählt:

Vor einigen Wochen waren die Franzosen auch in den Flecken A. im elsässischen Oberland gekommen. Der Offizier, der die Abteilung führte, ließ den Bürgermeister vorsehen. „Haben Sie deutsche Fahnen hier?“ „Ja, wir haben welche.“ „Man bringe sie alle vor das Gemeindehaus, mais bien vite et tous! C'est compris?“ „O ja!“ Der alte Gemeindediener eilte von Haus zu Haus, und in Kürze lag ein Duzend Fahnen vor dem Rathaus auf der Langgasse. Die Franzosen verbrannten sie und führten dabei eine Art Kriegstanz auf.

„Nun, Herr Maire,“ geht das Verhör weiter, „haben Sie keine französische Fahne?“ „Nein, Herr Offizier,“ meint der Bürgermeister, da fällt ihm jedoch der Gemeindediener in die Rede: „Ich glaub', 's hängt noch eine drinne im Museum!“ „Tres bien, tres bien! In fünf Minuten muß die Fahne am Bürgermeisteramt hängen. Allez! Allez!“

Während der Gemeindediener ins Museum läuft, wird rasch die Turmuhr nach der Notre-Dame-Uhr gerichtet. Nun wird die Fahne aus der Zeit des seligen Louis Philipp geprüft und für tauglich befunden. „Hängt sie rasch auf!“ kommandiert der Offizier. Während der Weibel atemlos die Rathhaustreppe hinaufsteigt und den Befehl ausführt, jagen die Franzosen wie besessenen aus A. hinaus in die nächsten Gebirgsval-
lungen.

Dieser unvorhergesehene Abzug ist dem Weibel sehr verdächtig: „Ich mein', Herr Maire,“ meint er zu seinem Vorgesetzten, „denn Fahne hol' ich wider ra! Die kumme so schnell nit wider!“

„Ihr han recht,“ erwiderte der Schulze, „un wenn die Ditsche käme, no werr ich verschosse, Matthis! Sie mache kurze Prozeß; 's isch Kriegsstand!“

Matthis, der Ratsdiener, steigt abermals hinauf auf den Turm und holt die schon ziemlich abgefärbte Fahne herunter.

Gerade ist der dienstfertige Bursche mit dem verdächtigen Ding im nahen Museum verschwunden und hat ihm seinen alten Platz neben den „Kleinföhren“ und den Lichtscheren angewiesen, als die Franzosen in größerer Zahl wieder auftauchen.

„Du est le drapeau?“ schreien sie auf den bestürzten Bürgermeister los, der sich hinterm Ohr kratzt und schließlich erklärt, der Matthis wollte sie eben etwas verbessern, die Nägel seien rostig und das Blau etwas verblichen. „Herr Maire, wenn die Fahne wieder verschwindet, wird man Euch füsillieren. Schaut: So! C'est compris?“ Kurz und gut — der flinke Matthis springt zum dritten Male hinauf, und bald flatterte das Fähnlein abermals in dem siegreich gewonnenen Dörfchen A.

Indessen kam ein Bürger aus der Untergasse und meldete voller Stolz die Geburt eines kräftigen Buben an. „Tres bien, tres bien!“ sagte sofort der französische Offizier zu dem Bürgermeister, „Sie werden austrommeln lassen, daß heute der erste französische Bürger in A. geboren ist. Poincaree wird Pate sein. C'est compris?“

Der Maire rief den alten Matthis herbei. Der holte seine alte Trommel, und bald sah man ihn zwischen zwei Franzosen mit aufgeschlagenem Bajonett durch die Gassen eilen. Alle hundert Schritt rasselten die Schlegel, und dann hörte man: „Es wird bekannt gemacht, daß im Glaserseppel sin Schorchel, wä ewe u d' Welt kummen isch, der ersch franzeesch Burjer isch. un der Poincaree will Pfedder sin.“

Mittlerweile hatte der Offizier alle elsässischen Fahnen herbeischaffen lassen. „In einer Viertelstunde müssen die Fahnen, um ein Blau vergrößert, in der Hauptstraße hängen. Sonst werden Sie füsilliert, Herr Maire! C'est compris?“

Der Bürgermeister verstand. Todesangst auf der Stirn, lief er von Haus zu Haus und bat um Hilfe. In fünf Minuten waren wadere Bürgerinnen bei der Arbeit, das elsässische Rot-Weiß zu waschen und zu

Blauweißrot zu verwandeln. Einige strichen das Weiß mit Gallustinte. Andere benutzten blaue Schürzen oder rissen blaue Gardinen ab. Andere sollen sogar blaue Unterröcke geopfert haben für die Erhaltung des Oberhauptes.

Eben war der Weibel fertig mit dem Austrommeln, eben hingen die neuen Fahnen stolz in der Gasse, eben schmetterte eine Fanfare in das Elsaßland hinaus den Salut au drapeau: als — bumm! bumm! bumm! — hinter dem Dorf eine Granate einschlug! Bum! bum! bum! die zweite fällt vor dem Rathaus nieder. Und ehe die dritte zerplatzt, waren die Rothosen in den Bergen verschwunden.

„Was mache wir jetzt?“ fragte der Matthiis. „Ich loß jetzt emol die Fahne hänge! 's kann kumme, was will!“ meinte der Maire und ließ alles, wie es war.

Noch war nicht Mittag auf der Rathausuhr, als die Württemberger in R. einrückten. „Zum Dünnerschlaa, was isch deß fer e G'schicht mit dene Fahne? Wo isch der Bürgermeister? Verhaste dene Franzoselopp!“ hörte man den Leutnant wettern. Und der Herr Maire wurde festgesetzt, während der Matthiis zum vierten Male den Rathausurm hinaufsteigte, um seine Fahne zu holen.

Doch allmählich klärte sich die Unschuld des Bürgermeisters auf. Er war weidlich froh, als die braven Württemberger ihn wieder frei ließen.

Es ist doch ein böses Ding um die Doppeltkultur!

Ueber die Kampftüchtigkeit der Tiroler

entnehmen wir der „Süddeutschen Zeitung“ folgende psychologisch hochinteressante Skizze:

Die Tiroler haben ihre Kampftüchtigkeit zu oft bewiesen, als daß man über sie noch Worte verlieren müßte. Die folgenden kleinen, der Wirklichkeit entnommenen und von absolut verlässlichen Augenzeugen (Offizieren und Reserveoffizieren) beobachteten kleinen Skizzen seien daher nur des militärischen und besonders psychologischen Interesses halber erzählt. Bei den Tirolern scheint die absolut selbstsichere Ruhe, die im Frieden zu oft, ja selbst von Offizieren, als Schwermüdigkeit gedeutet wurde, ein Hauptmerkmal des Volksharakters zu sein. Nachstehend einige Proben davon, die wir der Wiener „Reichspost“ entnehmen: Ein Zug Tiroler Kaiserjäger muß sich eingraben, weil bei dem wahnsinnigen Schrapnellfeuer an ein weiteres Vorwärtstommen nicht zu denken ist. Ein riesiger Passierer liegt an einer steinigen Stelle, wo er nicht graben kann. Ruhig holt er ein paar tote Rassen herbei, bildet aus ihren Körpern einen kleinen Schutzwall, hinter dem er sich deckt. Dann zieht er seine Pfeife aus dem Brotsack und fragt während des Anzündens seinen Nachbarn: „Dö Bötter wern decht öppa net durchlass'n?“ Sein Nachbar beruhigt ihn: „Na, na, do kump kua Augl net durch,“ dann erst schießt der Passierer Schuß auf Schuß. Und wie sie schießen! In einem Schützengraben liegen Kaiserschützen. Ihnen gegenüber auf 600 Schritte ein russischer Schützengraben, dahinter in einem Walde russische Reserven. Bei einem Zuge unserer Schützen befehlen zwei Unteroffiziere, die beide die goldene Schützenschnur tragen, der Mannschaft: „Des schießt's af'n Wald, in Schützengrab'n pad'n wir jwoa.“ Langsam schießen die zwei, bis schließlich die Russen panikartig aus Gräben und Wald fliehen. Als unsere Schützen vordringen, finden sie über 70 Russenleichen mit Kopfschüssen im Schützengraben. Kein Wunder, daß die Russen fragten, wer denn die euseelichen Soldaten mit den Federn auf der Kappe seien. Ein bekannter Meisterschütze bei den Kaiserjägern war zu seinem Verdruss in einer Feldküche eingeteilt. Auf dem Marsche erscheinen plötzlich sieben Kosaken, der Schütze und seine drei Genossen springen rasch herunter, und während sie sich niederwerfen, schreit er: „Drei laß i enk, daß mer früher kaner schießt, sunst kriegt's nix z'essen!“ Seine vier Kosaken schloß er im Handumdrehen herunter. In den Schützengräben herrschte neben vollster Ruhe

auch Humor, und schlagfertige Witze flogen hin und her. Das Preisschießen um eine Zigarette pro getroffenen Russen ist eine beliebte Abwechslung im eintönigen Schützengrabenasein, sachkundig wird jeder Schuß von den Nebenmännern kritisiert. Eine Abtheilung Schützen deckt den Abmarsch unserer Truppen. Drei Tage haufen die Tiroler in gut gedeckten Schützengräben, auf die die Russen einen wahren Schrapnellhagel senden. Seitenruhig zündet sich ein Schütze seine Pfeife an, während gerade über ihm der Bleihagel eines Schrapnells in die Decke hineinhaut. „Moanen Sie nö, Herr Leutnant, dö kummt bald ober (herunter),“ sagt der Schütze und deutet mit der Pfeifenspitze hinauf zur Decke, während er aber ruhig sitzen bleibt. Auf 1800 Schritt zeigen sich die Russen, einstimmig sagt die Kompagnie: „Net schieß'n, schad um a jede Patrone, dö kummen schun noch necha (näher)!“ Schließlich müssen auch die Schützen den Abmarsch antreten. Der Feind drängt nicht nach, und nach zweitägigem ausgiebigem Marschieren fragt ein Schütze ganz entrüstet seinen Leutnant: „Jo, Herr Leutnant, jez wern mer decht dö Malefiz-Russen bald derwischen (eingeholt) haben.“

Scherz und Ernst

= Die „Jungfrauen von Verdun“. Die Stadt und Festung Verdun, deren Name in diesen Tagen so oft genannt wird, blickt auf eine alte und bewegte Geschichte zurück, in der es auch nicht an romantischen Episoden fehlt. An eine derartige Episode mag jetzt erinnert werden, da sie in eine Zeit fällt, in der zum ersten Male preussische Truppen vor Verdun erschienen und die Stadt zur Uebergabe zwangen. Es ist die Episode von den „Jungfrauen von Verdun“. Die Bezeichnung ist allerdings nicht ganz zutreffend, wie man gleich sehen wird. Am 2. September 1792 hatte Verdun vor oen preussischen Truppen, die der Herzog von Braunschweig befehligte, kapituliert. Das war erst geschehen, nachdem der tapfere Kommandant Beaurepaire, der sich der Kapitulation auf das heftigste widersetzt, seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende bereitet hatte. Im Oktober 1793 wurde Verdun von den Truppen der Republik wieder eingenommen, und nun begann ein Strafgericht über die Einwohner, die im Verdacht standen, gemeinsame Sache mit dem Feinde des Vaterlandes gemacht zu haben. Vierzehn Frauen und Mädchen wurden unter solcher Anklage verhaftet und kamen vor das Kriminalgericht der Maas. An ihrer Spitze stand eine Baronin de la Vance de Mongaut, die 69jährige Frau eines Emigranten, der man vorwarf, eine Abordnung von Frauen und Mädchen der Stadt zu dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen geführt, ihm ihre Glückwünsche ausgesprochen und Blumen und Früchte überreicht zu haben. Die Frauen und Mädchen waren von sehr verschiedenem Alter, die jüngste von ihnen zählte nicht mehr als 17 Jahre. Das Gericht gab sich alle Mühe, ihre Verantwortlichkeit in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen, da die Teilnahme der Bevölkerung auf der Seite der Angeklagten war. Alle aber bekannten, sie hätten aus freiem Antriebe gehandelt und bereuten es nicht, dem großmüthigen Sieger ihre wahren Gefühle bezeugt zu haben. So wurden sie denn sämtlich verurteilt und mit Ausnahme der beiden jüngsten noch an demselben Tage hingerichtet. Ihr Schicksal rief das größte Mitleid und Mitleid hervor. Die beiden vollstündigsten Dichter Frankreichs, Lamartine und Victor Hugo, haben es in schönen Versen verherrlicht, und ihnen verdanken sie es, daß ihr Andenken als das der „Jungfrauen von Verdun“ bis in die Gegenwart erhalten geblieben ist.